

## 5.1. Laut und Sprachsinn

Wenn der Sprachsinn nach VII,250 Kawi-Einleitung »das ganze geistige Vermögen, bezogen auf die Bildung und den Gebrauch der Sprache, also eine Richtung« ist und damit nichts ausgesagt ist, was sich mit dem in Kawi-Einleitung VII,46 Ausgesagten widerspricht, nämlich dass Sprache in der Tätigkeit besteht, »den articulirten Laut zum Ausdruck des Gedanken fähig zu machen«, dann ist es eigentlich mehr als logisch, dass Humboldt wiederholt von einem Artikulationssinn spricht.<sup>1</sup> Der Artikulationssinn ist der Sinn, der auf den Laut gerichtet ist, um ihn zu durchdringen und ihn dadurch zum Ausdruck des Gedanken zu befähigen. Der Begriff Artikulationssinn taucht meines Wissen nur in der *Kawi-Einleitung* auf<sup>2</sup> und dort allein dreimal zusammen mit dem des inneren Sprachsinns im berühmten Paragraphen 11<sup>3</sup> über die »Innere Sprachform«, in dem der Begriff Sprachform selbst nicht auftaucht. Eine weitere Tatsache, die darauf schließen lässt, dass Humboldt den missverständlichen Begriff Sprachform immer mehr zugunsten des Begriffs Sprachsinn aufgab.

Der gefasste Sachverhalt aber, die »Articulation [...] [sei] das eigentliche Wesen der Sprache«<sup>4</sup> oder, dass »der ganze Begriff der Sprache in dem des articulirten Lautes liegt« bleibt derselbe. Dass »das durch die ganze Sprache herrschende Princip [...] Articulation«<sup>5</sup> ist, dafür finden sich unzählige Formulierungen im gesamten sprachwissenschaftlichen Œuvre. Und das von Anfang an. Als Beleg eine Stelle aus dem von Leitzman *Sprache und Denken* betitelten Fragment, das zu den frühesten Zeugnissen der Beschäftigung Humboldts mit der allgemeinen Natur der Sprache gehört:

8. Der Sprache suchende Mensch sucht Zeichen, unter denen er, vermöge der Abschnitte, die er in seinem Denken macht Ganze als Einheiten zusammenfassen kann. [...]

11. Die schneidendsten unter allen Veränderungen in der Zeit sind diejenigen, welche die Stimme hervorbringt. Sie sind zugleich die kürzesten, und aus dem Menschen selbst mit dem Hauche, der ihn belebt, hervorgehend, und augenblicklich verhallend, bei weitem die lebendigsten und erweckendsten.

12. Die Sprachzeichen sind daher nothwendig Töne, [...]

13. [...] Als der Mensch Sprachzeichen suchte, hatte sein Verstand das Geschäft zu unterscheiden. Er bildete ferner dabei Ganze, die nicht wirkliche Dinge, sondern Begriffe, also eine freie Behandlung, abermalige Trennung und neue Verbindung, zulassend, waren. Diesem gemäss wählte also auch die Zunge artikulierte Töne, solche die aus Elementen bestehen, welche vielfache neue Zusammensetzungen erlauben.

14. Solche Töne giebt es sonst in der ganzen übrigen Natur nicht, weil niemand, ausser dem Menschen, seine Mitgeschöpfe zum Verstehen durch Mitdenken, sondern höchstens zum Handeln durch Mitempfinden einladet.

15. Der Mensch nimmt daher keinen einzigen Naturlaut, roh wie er ist, in seine Sprache auf, sondern bildet immer nur einen demselben ähnlichen articulierten.

16. Er unterscheidet sogar sein eigenes Empfindungsgeschrei gar sehr von der Sprache;<sup>6</sup>

<sup>1</sup> VII,78,79,80(2x),84(2x),86,89,90,117,118,124(3x),125,136 nur in der Kawi-Einleitung

<sup>2</sup> Der des Articulationsvermögens findet sich in Grundzüge V,375 und den entsprechenden Parallelstellen Verschiedenheiten VI,153 und Kawi-Einleitung VII,66

<sup>3</sup> Paragraphenzählung hier und im Folgenden nach der Ausgabe von 1836. § 11 entspricht in der Leitzmannausgabe von 1903-36 § 21. Cf. Gegenüberstellung der beiden Ausgaben im Anhang.

<sup>4</sup> VI,152 Verschiedenheiten

<sup>5</sup> IV,17 Sprachstudium

<sup>6</sup> VII,582/583 Denken und Sprechen

Daran unmittelbar anschließen lässt sich eine Stelle aus dem Fragment über die Baskische Sprache:

So auch der artikulierte Ton. In ihm tönt nicht mehr, wie bei dem Empfindungslaut, die Stimme, sondern die der Stimme gegebene Form vor, und unmittelbar fordert er daher das Ohr zum Verstehen auf, und weckt in jedem Hörenden die ihm gleichfalls beiwohnende Fähigkeit zu reflectiren und zu artikulieren. Dieser giebt das Wort vielleicht mit Umänderungen, zurück; an eine Rede werden mehrere angehängt, die Sprache wird von jedem feiner zum bequemeren Verstehen gemodelt, und so wie die Steinchen, welche die Uferwellen sich wechselseitig zu- und zurückwerfen, zum besseren Gebrauch geölt und abgeschliffen.<sup>7</sup>

Schon das dialogische Element ist hier bereits in Humboldts Sprachansicht enthalten sowie das energetische:

Die Sprache, [...] ist die gesammte geistige Energie desselben [eines Volkes], gleichsam durch ein Wunder in gewisse Töne gebannt, in dieser Gestalt durch den innren Zusammenhang dieser Klänge ändern verständlich, und wieder die ähnliche Energie in ihnen, nur auf ihre Weise, erweckend.<sup>8</sup>

Und in der programmatischen Akademierede von 1820 *Ueber das vergleichende Sprachstudium auf die verschiedenen Epochen der Sprachentwicklung* sind die zwei »Principe« der Sprache bereits angedeutet:

Es vereinigen sich also im Menschen zwei Gebiete, welche der Theilung bis auf eine übersehbare Zahl fester Elemente, der Verbindung dieser aber bis ins Unendliche fähig sind, und in welchen jeder Theil seine eigenthümliche Natur immer zugleich als Verhältniss zu den zu ihm gehörenden darstellt. Der Mensch besitzt die Kraft, diese Gebiete zu theilen, geistig durch Reflexion, körperlich durch Articulation, und ihre Theile wieder zu verbinden, geistig durch die Synthesis des Verstandes, körperlich durch den Accent, welcher die Silben zum Worte, und die Worte zur Rede vereint. Ihre wechselseitige Durchdringung kann nur durch eine und dieselbe Kraft geschehen, und diese nur vom Verstande ausgehen.<sup>9</sup>

Diese Kraft wird Humboldt später Sprachsinne nennen. Aber nicht nur die Teilung und Kombination der akustischen Zeichen aus *Denken und Sprechen*, sondern auch der Unterschied zum Tier taucht auch hier wieder auf. Im Anschluss an das eben gegebene Zitat heißt es:

Auch lässt sich die Articulation der Töne, der ungeheure Unterschied zwischen der Stummheit des Thiers, und der menschlichen Rede nicht physisch erklären.<sup>10</sup> Nur die Stärke des Selbstbewusstseyns nöthigt der körperlichen Natur die scharfe Theilung, und feste Begränzung der Laute ab, die wir Articulation nennen.<sup>11</sup>

In der Artikulation verbindet sich Geistiges und Körperliches. In diesem grundlegenden Schema denkt Humboldt weiterhin. In einem Brief aus dem Jahr 1827 an den Arzt Karl Ferdinand Becker schreibt er, indem er auf seine Akademierede über das vergleichende *Sprachstudium* Bezug nimmt:

---

<sup>7</sup> VII,596 Basken-Fragment

<sup>8</sup> VII,602 Basken-Fragment

<sup>9</sup> IV,4 Sprachstudium

<sup>10</sup> Nach "erklären" gestrichen: "Weder die Anatomie, noch Physiologie findet in dem körperlichen Bau Unterschiede, die hinreichend wären".

<sup>11</sup> IV,4 Sprachstudium

Nun ist es wahr, daß ich die Sprache nicht [...] aus dem menschlichen Organismus herleite, ja daß es mir selbst bedenklich scheint, dies zu thun. Der Anstoß, den ich dabei finde, ist ein doppelter. Das Erste und Hauptsächlichste an der Sprache bleibt immer das Geistige, wenn ich auch (wie viele Stellen meiner Abhandlung zeigen) gewiß die Wichtigkeit des Materiellen (Phonetischen) nicht verkennen. Darin liegt ein Unterschied zwischen der Sprache, und allem andern, was sonst die Physiologie umfaßt, daß die Sprache in eine andere Gattung hinübergezogen wird. Jenes Geistige wird auch nicht, meines Erachtens, durch das Logische erschöpft. Die Einbildungskraft, theils symbolisierend, theils sonst bildend, ist vorzüglich in der Sprache beschäftigt.<sup>12</sup>

Hier fällt der Begriff, der zu Humboldts Zeit immer angeführt wird, wenn es um die Verbindung von Körperlichem und Geistigen ging: die Einbildungskraft (2.3.)

Humboldts Beispiel für das gegenseitige Ergänzen von Sprachsinne und Laut ist immer das Altgriechische. Seine Schönheit liegt aber nicht nur im Klang, sondern auch in der Ökonomie, ähnlich wie die Ästhetik der klassischen modernen Architektur des Bauhauses mit auch in seiner übersichtlichen ökonomischen Bauweise liegt. Humboldt zeigte das in einer sehr detaillierten Studie:

Über die Verwandtschaft des griechischen Plusquamperfektum, der reduplicirenden Aoriste und der attischen Perfekta mit einer sanskritischen Tempusbildung.<sup>13</sup>

Humboldt erlaubt sich »diese Abhandlung mit zwei allgemeinen Betrachtungen zu beschließen:

Die eine betrifft die Entstehung der grammatischen Formen. Wir sehen hier in zwei Sprachen analoge, sehr klangvolle, und mit einer Art Rhythmus gebildete, neben denselben einfachere, mehr zur allgemeinen Regel gewordene, und die Bedeutungen halten in beiden Sprachen ungleich, und in keiner ganz mit den Formen gleichen Schritt. [...] Ich erkläre dies folgendergestalt. Bei dem ersten Wurfe der Sprachen, wenn man sich dieses Ausdrucks bedienen darf, ist der Laut das Vorherrschende, der grammatische Begriff das Nachstehende. Der Laut hat verschiedene Individualität und oft grosse, sich aber dann immer mehr zu Gleichförmigkeit zusammenziehende Mannigfaltigkeit. Hierzu trägt vorzüglich die Vertheilung des Menschengeschlechtes in sehr kleine und doch nahe lebende Stämme bei, welche den grossen Vereinigungen vorausgeht. Der Begriff besitzt ursprünglich grössere, aber sich auch immer näher bestimmende Weite, und die Verbindung des Begriffs mit dem Laut in grösserer oder geringerer Bestimmtheit des ersteren, mehr oder weniger Gleichförmigkeit des letzteren<sup>[14]</sup> nun ist nicht systematisch, sondern grossentheils zufällig vor sich gegangen. Allein im Geiste der Nation, in deren Munde die Sprache eine neue Form erhält, gehen die Behandlung des Lautes und des Begriffs dergestalt zusammen, dass die am meisten aesthetische des ersteren auch von der am meisten sinnigen<sup>[15]</sup> des letzteren begleitet ist. Denn beide sind nur verschiedene Reflexe des Sprachsinnes.<sup>16</sup>

Dass der Laut in Humboldts Sprachansicht zentral ist, lässt sich am Inhaltsverzeichnis von *Grundzüge* erkennen. Abschnitt »α. Lautsystem« von *Grundzüge* wurde schon 2.2. vorgestellt. Auch wenn dort der Begriff Sprachsinne selbst nicht auftauchte, eine Verbindung von Laut und Sprachsinne legte sich auch dort schon nahe. Dasselbe gilt noch viel mehr für die *Kawi-Einleitung* (5.0.). §§10-12 taucht Laut

<sup>12</sup> Brief an Karl Ferdinand Becker, Berlin, 20. Mai 1827 in Humboldt 1960-81, Bd. V, S. 266

<sup>13</sup> VI,58-75 Griechische-Sanskritische Tempusbildung. Akademieabhandlung, gehalten am 26.02.1828

<sup>14</sup> cf. VI,72 Griechische-Sanskritische Tempusbildung

<sup>15</sup> cf. VI,61 Griechische-Sanskritische Tempusbildung

<sup>16</sup> VI,73 Griechische-Sanskritische Tempusbildung. Cf. VI,392 Vom grammatischen Baue: »Indess besitzt das Streben der Sprachen nach Formenreichtum auch nicht immer die reine und ausschliessliche Angemessenheit zu der oben geschilderten intellectuellen Wirkung. (162) Es mischt sich demselben das euphonische, oft sogar nur phonetische Princip bei, und waltet zu eigenmächtig darin vor, auch der bloss historische Umstand, dass in einer Sprache auf verschiedenen Dialecten mehrere

explizit im Titel auf. In §12 ist von einer Verbindung von Laut und innerer Sprachform die Rede, einem Begriff der, wenn auch nicht mit dem des Sprachsinns identisch (6.a.), so doch zumindest eng verwandt ist. Dass der Sprachsinne als das geistige Vermögen bezogen auf die Sprache mit dem Laut konkurriert, steht in der *Kawi-Einleitung* explizit aber nicht erst VII,251:

Die Articulation beruht auf der Gewalt des Geistes über die Sprachwerkzeuge, sie zu einer der Form seines Wirkens entsprechenden Behandlung des Lautes zu nöthigen. [...] es ist ein doppelt starker Beweis des Vorwaltens richtigen Sprachsinns, wenn ein Alphabet diese Laute dergestalt durch die Aussprache gezügelt enthält, dass sie vollständig und doch dem feinsten Ohre unvermischt und rein hervortönen.<sup>17</sup>

Bei Zergliederung einer einzelnen Sprache fragt es sich nun zuerst, ob die Verschiedenheit ihrer Laute vollständig oder mangelhaft die Punkte des Schemas besetzt, welche die Verwandtschaft oder der Gegensatz angeben, und ob daher der, oft nicht zu verkennende Reichthum an Lauten nach einem dem Sprachsinne des Volks in allen seinen Theilen zusagenden Bilde des ganzen Lautsystems gleichmässig vertheilt ist oder Classen Mangel leiden, indem andre Ueberfluss haben?<sup>18</sup>

Die Lautform ist der Ausdruck, welchen die Sprache dem Gedanken erschafft.<sup>19</sup>

je mehr Helle und Klarheit der Sprachsinne in der Darstellung sinnlicher Gegenstände und je reiner und körperloser umschriebene Bestimmtheit er bei geistigen Begriffen fordert, desto schärfer, da in dem Inneren der Seele, was wir reflektierend sondern, ungetrennt Eins ist, zeigen sich auch die articulierten Laute und desto volltönender reihen sich die Sylben zu Wörtern an einander.<sup>20</sup>

Es ist hier und da merkwürdig zu sehen, wie der von innen heraus arbeitende Sprachsinne sich dies [wenn die Sprachwerkzeuge einseitig ihre Natur geltend machen] oft lange gefallen lässt, dann aber in einem einzelnen Fall plötzlich durchdringt und, ohne der Lautneigung nachzugeben, sogar an einem einzelnen Vocal unverbrüchlich fest hält. In andren Fällen wird eine neue von ihm geforderte Formung zwar geschaffen, allein auch im nemlichen Augenblick von der Lautneigung, zwischen der und ihm gleichsam ein vermittelnder Vertrag entsteht, modificirt.<sup>21</sup>

alle Nüancen der Verknüpfung des zart andeutenden Sprachsinnes mit dem Laute<sup>22</sup>

in welchem Grade der Stärke oder Schwäche das flectirende Bestreben des inneren Sinnes über den Bau der Laute Gewalt ausübte<sup>23</sup>

die Worteinheit in der Sprache hat eine doppelte Quelle, in dem innren, sich auf das Bedürfnis der Gedankenentwicklung beziehenden Sprachsinne und in dem Laute<sup>24</sup>

der auf die Schönheit des Lauts gerichtete Sprachsinne<sup>25</sup>

Aber auch nach VII,250 werden die beiden Prinzipie nebeneinander gebraucht.

---

Formen für dasselbe grammatische Verhältniss zusammenfliessen, wirkt zufällig darauf ein. So entsteht zugleich ein zu üppiger und zu anomalischer Formenbau.«

<sup>17</sup> VII,67 *Kawi-Einleitung*

<sup>18</sup> VII,69 *Kawi-Einleitung*

<sup>19</sup> VII,80 *Kawi-Einleitung*

<sup>20</sup> VII,91 *Kawi-Einleitung*

<sup>21</sup> VII,83 *Kawi-Einleitung*

<sup>22</sup> VII,114 *Kawi-Einleitung*

<sup>23</sup> VII,118 *Kawi-Einleitung*

<sup>24</sup> VII,121 *Kawi-Einleitung*

<sup>25</sup> VII,124 *Kawi-Einleitung*

[...] dass der innere Sprachsin sich nicht überall in dem Laute hat sinnlichen Ausdruck verschaffen können und daher die Formen bildende Kraft dieses letzteren vor Erreichung vollendeter Formalität ermattet ist<sup>26</sup>

Die Konkordanz der Stellen, in denen auf die Definition von VII,250 Bezug genommen wird, belegt zugleich den 5.0. behaupteten spiralförmigen Aufbau der *Kawi-Einleitung*. Zusammenfassend kann man sagen: Der Sprachsin soll das dominierende Prinzip sein, der Laut soll sich ihm unterordnen. Bereits in seiner Akademierede über den *Dualis* meinte Humboldt, der Sprachsin sei zwar »nicht immer das herrschende Prinzip, allein er sollte es seyn.«<sup>27</sup> Ein schöner Beleg für Stringenz und Kontinuität in Humboldts Denken.

Versucht man das Ergebnis dieses Abschnittes in moderner Terminologie zu fassen, könnte man sagen, in der Sprache benutzt man den Laut als Medium, das als solches beim gelingenden Gedankentransfer meist nicht bewusst wahrgenommen wird. Es hat sich wie gesagt dem Zweck der Sprache, seine Gedanken auszutauschen, unterzuordnen.

Aber es gibt Situationen, in denen das Medium als Medium wahrgenommen wird. Dann nämlich, wenn man etwas akustisch nicht verstand, heute beim Telefon, wenn die Verbindung gestört ist oder wenn ein lautes Geräusch das Sprechen übertönt, der andere zu leise oder unartikuliert spricht. Ein anderes Beispiel wäre, wenn man fremde Laute einer einem nicht vertrauten Sprache vernimmt. Dann hört man nur Laute. In der Regel nimmt man das Medium der Sprache aber bewusst nicht wahr. Humboldt spricht in diesem Zusammenhang von der Gedankennatur der Sprache. Der Gedanken- und Empfindungsaustausch ist Sinn und Zweck der Sprache, dem sich alles andere unterzuordnen hat. Es ist von daher sekundär. Lautmalerische Wörter können ein akustisches Eigenleben führen und diese Gedankennatur der Sprache von daher stören, weshalb sie bei einem höher gebildeten Sprachsin selten sind (2.2.). Das bezieht sich vor allem auf die Herausbildung wissenschaftlicher Prosa. Die lautmalerischen Verfahren in der Poesie wie Assonanzen, Reime, Rhythmen etc. widersprechen dem aber nicht (5.3., wo das Kapitel Poesie und Prosa aus der *Kawi-Einleitung* thematisiert wird). Denn die Kunst der Poesie liegt gerade darin, dass Laut und Gedankeninhalt nicht einander widersprechen, sondern eine Einheit bilden. Der Sprachlaut als solcher wird bei der Poesie bewusster eingesetzt und auch bewusster wahrgenommen als beim sonstigen Sprechen, aber nicht, um ein Eigenleben zu führen, sondern um den Gedankeninhalt zu unterstreichen. Der Clou der Poesie besteht bekanntlich genau darin, den Sprachlaut einer Idee souverän gefügig zu machen.

Ideal also ist, wenn der Sprachsin zwar das dominierende Prinzip ist, sich Laut und Sprachsin aber gegenseitig ergänzen, d. h. wenn eine Sprache klingt. Diese Euphonie, wie Humboldt vor allem im *Vom grammatischen Baue* sagt, existiert nicht nur in der Poesie einer Sprache. Im Gegenteil, Poesie

---

<sup>26</sup> VII,258 *Kawi-Einleitung*

<sup>27</sup> VI,28 *Dualis*. Cf. 2.4.

ist in einer Sprache nur möglich, wenn sie an sich schon einen Wohlklang besitzt. Poesie nutzt die rhythmischen und klanglichen Möglichkeiten einer Sprache nur mehr.

Als Beispiel mag die Verschiedenheit des Französischen und des Deutschen dienen. Ein wichtiges Charakteristikum für den Klang einer Sprache ist, wie die lautliche Einheit eines Wortes hergestellt wird. Nach Humboldt gibt es dafür zwei Möglichkeiten, einmal die Pausen zwischen den Worten und den Wortakzent. Für letzteres nimmt Humboldt an, dass es für ein Wort immer nur einen Hauptakzent geben kann. Dieser Hauptakzent wird nun im Französischen immer am Ende eines Wortes gesetzt. Das Französische ist von daher dem Deutschen, das die Worte vornehmlich auf der ersten Silbe betont, diametral entgegengesetzt. Daher ist etwa ein Trochäus im Französischen schwerer zu realisieren als im Deutschen. Wie überhaupt man eine Sprache nicht eigens beherrschen muss, um zu erkennen, um am Klang zu erkennen, um welche es sich handelt. Ein schönes Beispiel ist das Chinesische mit seiner typischen Einsilbigkeit und für europäischen Ohren ungewohnten Viertönigkeit, das von Kindern gern im Spiel als etwas nachgeahmt wird, das unverständlich klingt, aber Sinn tragen kann.

Der Zusammenhang von Laut und Sprachsinne wird noch evident, wenn man das umgekehrte Verhältnis bedenkt, also der Laut das dominierende Prinzip ist. Dies ist in der Musik der Fall.